

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

120 (23.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Dr. Wonnemonad Mai

Wenn fällt doch die Frühlingsluft
de Trübsal Falter daumen
de uffen Schreier voller Duft
de Kiederholde baumen,
wenn abms am alle Schladatärn
Maitäfer treulich rammeln,
dzu de Gagen nah und fern
von Gaterlewe stammeln...
Das is de scheinbare Zeit im Jahr,
da leichten de Gefühter,
un mander, der ä Gressgram war,
wärd bläulich zu ä Dichter.

Lenz Boia.

Der Gummischuh

Von M. Soffischen

Es ist gewiss sehr leicht, in der Elektrischen einen Gummischuh zu haben, zumal wenn man von zwei Seiten hart bedrängt wird und sie einem von hinten auf die Kappe treten — mit einem Male ist der Gummischuh weg. Es ist wahrhaftig eine ganze Kleinigkeit, einen Gummischuh zu verlieren.

Meiner ist weg, ehe ich bis zwei gezählt hatte. Ich fand kaum Zeit zu einem „Ach“. Als ich einstieg, waren beide Gummischuhe noch vorhanden. Ich entsinne mich dessen nur zu gut. Noch im Einsteigen hatte ich nach ihnen gefaßt — ob sie noch da wären. Wie ich aussteige, sehe ich: der eine Gummischuh ist da, der andere nicht. Der Stiefel ist auch da. Auch die Sohle, wie ich sehe. Auch die Lederhose. Der Gummischuh aber fehlt.

Der Elektrischen nachlaufen, geht nicht an. So ziehe ich den verbleibenden Gummischuh aus, wickle ihn in die Zeitung und gehe nach der Arbeit, denke ich, will ich mich auf die Suche machen. Das Ding kann doch nicht spurlos verschwunden sein. Irrendwo muß ichs schon finden.

Nach Arbeitsstunde ging ich auf die Suche. Vor allen Dingen sah ich einen mir bekannten Straßenbahnwagenführer zu Rade. Er schaute mir hoffnungsvoll entgegen. „Sei froh“, sagte er, „dass du ihn in der Elektrischen verloren hast! Für keine andere öffentliche Institution würde ich einstehen. Aber in der Elektrischen etwas zu verlieren, das ist eine sichere Sache. Ich habe da einen Aufbegehungsart für verschiedene Gegenstände. Man braucht nur zu kommen und sie abzuholen. Das ist eine sichere Sache.“

„Dante“ jagte ich, „mit fällt ein Stein vom Herzen. Der Gummischuh ist übrigens fast neu; ich trage ihn erst die dritte Saison.“ „Kann ich nicht meinen Gummischuh wiederbekommen, Brüderchen?“ „Man hat ihn mir in der Elektrischen heruntergerissen.“ „Du kannst schon. Was für ein Gummischuh war es denn?“ „Ein gewöhnlicher Gummischuh, Größe 12.“

„Wir haben von Größe 12 zweitausend Stück da. Gib die Merkmale an!“ „Die Merkmale“, jagte ich, „sind ganz gewöhnlich. Die Kappe ist weiß, der Stiefel weiß, das Futter weiß. Das Futter hat sich abgerieben.“

„Wir haben vielleicht über tausend solcher Gummischuhe. Hat er keine Merkmale?“ „Er hat schon besondere Merkmale. Die Spitze ist fast herunter; sie ist fast kaum, und der Absatz, jagte ich euch, ist fast ganz weg. Aber die Seiten sind noch recht gut; die halten vorläufig noch.“

„Sei froh!“ jagt man mir. „Wir wollen gleich mal nachsehen.“ „Sei froh!“ jagt man mir. „Wir wollen gleich mal nachsehen.“ „Sei froh!“ jagt man mir. „Wir wollen gleich mal nachsehen.“

„Schönen Dank, Freunde! Das gedente ich euch, solange ich lebe. Ich nur noch der! Ich sieh' ihn sofort an.“ „Wer, werter Genosse“, sagen jene. „Wir können ihn dir nicht mehr zeigen. Wir haben ja keine Gewähr, daß gerade du ihn verloren hast!“

„Ich sage ja, daß ich ihn verloren habe.“ „Es ist sehr wahrscheinlich, aber wir können ihn trotzdem nicht ausfinden. Du mußt eine Bescheinigung bringen, daß du ihn verloren

hast. Sobald die Hausverwaltung es bestätigt, geben wir ihn ohne weiteres heraus.“

„Brüderchen“, jagte ich, „redliche Genossen, im Hause weiß ja niemand etwas von der Angelegenheit. Am Ende geben sie mir keine Bescheinigung.“

„Sie werden sie dir schon geben — dazu sind sie ja da.“ „Ich warf einen letzten Blick auf den Gummischuh und aha. Am nächsten Tage suchte ich den Vorstehenden der Hausverwaltung auf. „Gib mir eine Bescheinigung, sonst ist es um den Gummischuh geschehen.“

„Hast du ihn auch wirklich verloren? Oder stankst du?“ „Bei Gott“, jagte ich, „ich habe ihn verloren.“ „So schreibe ein Gequid!“

Ich schrieb ein Gequid. Tags darauf war ich im Besitze einer regelrechten Bescheinigung. Mit dieser Bescheinigung ging ich ins Schuhbüro. Ohne viele Umstände wurde mir der Gummischuh ausgeliefert. Mich übermannte vollends die Rührung, als ich ihn am Fuße hatte.

Nur eins war an der Sache verwickelt: Während der Bemühungen der ganzen Woche hatte ich den andern Gummischuh verloren. Ich hatte ihn einesteil unter dem Arme getragen und irgendwo liegen gelassen, ohne zu wissen wo. Das Schlimmste — es war nicht in der Elektrischen geschehen. So war es von vornherein eine aussichtslose Sache. Wo sollte ich ihn suchen?

Zunächst habe ich den wiedergefundenen Gummischuh. Den habe ich auf die Kommode gestellt. Wird mir trübselig zu Mut, so schaue ich den Gummischuh an, und gleich fühle ich mich leicht und frei. Alle Achtung, wie der Apparat arbeitet!

(Aus dem Ruffstücken übertragen von Wanda Waldenburg.)

Allerlei

* Das erste deutsche Reichsgericht. Das Reichsammergericht, das eine deutsche Rechtsprechung schuf, wurde errichtet von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495; es hat bis zum Jahre 1806, also bis zur Auflösung des alten Deutschen Reiches, bestanden. Der Vorsitzende führte anfangs den Titel Kammerpräsident und mußte fürstlicher oder gräflicher Abkunft sein. Jener befand sich das Gericht in Frankfurt a. M., später wurde es nach Weimar verlegt, wo u. a. der junge Goethe zeitweise an diesem Gericht beschäftigt war. Trotz der reaktionären Vorherrschaft über die Persönlichkeit des Kammerpräsidenten hatte das Reichsammergericht doch die wesentliche Befugnis, auch Recht zu sprechen in Beschwerden der Untertanen gegen Landesherren. Sein Verwaltungsapparat war außerordentlich groß. Im Westfälischen Frieden im Jahre 1648 war die Zahl der Reichsammergerichtssassessoren auf 50 festgelegt worden. Dazu kam noch eine große Zahl von sogenannten Prokuratoren und von Advokaten.

Wildgewordener Caféspießer

Eine Wiener Zeitung, eine Dhrseige, eine Dhnmacht und ein Nachspiel

In Berlin-Moabit stand ein Mann vor Gericht, der gleichsam vom Tropenfieber heftig, wegen einer Baarstelle eine Frau in Dhnmacht und ein ganzes Café in Aufruhr verriet hat. Er wurde zu 14 Tagen Gefängnis mit Bewährungsfrist und zur Zahlung einer größeren Geldbuße verurteilt.

Lozmüs, ichundfrei, ordnungsgemäß und scheinbar glücklich verheiratet, trank wess und war Inhaber eines autgehenden Versandgeschäftes, dessen Erträgnisse ausreichten, ihm ein behagliches Dasein zu sichern. Von besonderer Neutralität konnte bei ihm wohl nie gesprochen werden. Und doch ist ihm eines Nachmittags eine ganz unbedeutende Sache passiert.

Lozmüs sitzt im Café und liest eine Wiener Zeitung.

Er liest nur unterbrochen durch Sekundenaufsaugen des Kaffeeschlürzens, mit jener behaglichen Zufriedenheit, die den Männern eigen ist, die ein solches Konto auf der Bank und das Selbstbewußtsein eines erfolgreichen Geschäftsmannes ihr eigen nennen. Plötzlich tritt der Kellner an ihn heran und sagt mit freundlichem Lächeln: „Ach entschuldigen Sie bitte, könnten Sie vielleicht jener Dame dort die Zeitung für kurze Zeit leihen?“ Lozmüs sieht unbeobachtet auf zögernd und erhebt warnend seinen Finger: „Ja schon — aber nur auf fünf Minuten.“ Der Kellner nickt und geht so flehentlich zum Kellner ab, als ob er eine Trophäe in der Hand halte. Jene Dame aber, anscheinend ebenso resolut, verfinstert in intensives Zeitungstudium, ohne dem gefälligen Ueberfall auch nur einen Blick zuzuwenden.

Nach sechs Minuten ruft Herr Lozmüs nach dem Kellner. „Sie möchten?“ „Ja“, erwidert er höflich und verbeugt sich. „Die fünf Minuten sind um —“, beginnt Lozmüs dumpf grollend, „dass ich nun wieder um meine Zeitung bitten?“ „Bewahre“, erwidert der Kellner und lächelt ritierlich, „ich kann doch einer Dame nicht die Zeitung aus der Hand nehmen.“ „So?“ meint Lozmüs während sich kein sonst so still zufriedenes Gesicht in finstere Falten zu legen beginnt. „Sie erklären also in aller Form, daß ich hier rechtlos bin?“ „Dann kann meine Rede sein, beider Herr“, begütigt der Kellner, aber er sieht tief bedenklich, als Kanakler. „Schön“, beschließt Lozmüs mit unterdrücktem Inatimm das Gespräch, „warten wir noch etwas —!“

Zwanzig Minuten später hat sich die Situation nicht im geringsten geändert.

Die Dame ist noch beim Zeitungstudium.

Beständiges Papierräuseln ist das einzige Lebenszeichen, das sie in die gemitteltwellige Atmosphäre sendet. „Ober“, ruft da Lozmüs

mit lauter Stimme, die vor Erregung hart und brüchig klingt, „bekomme ich nun meine Zeitung oder bekomme ich sie nicht?“ „Ein paar Gäste hören auf. Der Kellner, der nicht weiß, wie er sich in diesem delikaten Fall verhalten soll, verkrümmt sich distret nach hinten. Da schreiet Lozmüs, vom Dämon getrieben, zur Tat. Geraden Wegs riß er auf die Dame zu. „Geben Sie schon her“, jagte er, schnappt nach Luft. „Ich habe das Blatt ausdrücklich für fünf Minuten verliehen, und jetzt ist eine halbe Stunde verstrichen!“

Die Dame, hinter bildfester Kneifer verborgen, wirft einen erstaunten Blick auf den wütenden Mann, der seinen Dorn kaum zu meistern weiß, und sagt lässig: „Was wollen Sie eigentlich? Sie haben doch schließlich kein Abonnement auf das Blatt, wie?“ „Mit schlechten Manieren kann man mir bestimmt nicht imponieren“, beginnt Lozmüs mit unheimlicher Ruhe von neuem; „Sie irren sich! Diese Zeitung wird noch immer von mir gelesen, und ich habe Sie Ihnen nur geliehen!“ — worauf die bildfeste Dame aufspritzt und Herrn Lozmüs einen „ausgewaschenen Pießer“ nennt.

Wenn der Krug voll ist, läuft er über. Bei Herrn Lozmüs war es nun so weit. Der Frenis der sogenannten „guten Kinderzeit“ fiel ab wie müde gemordene Lände. Blau und grün wurde ihm vor Augen, er stieß einen unartikulierten Schrei aus und schlug der übrigen ziemlich forulenten Dame die breite Handfläche mitten ins Gesicht.

Die forulente Dame, an derart rauhe Sitten noch nicht gewöhnt, fiel in Dhnmacht, die Gäste voranemüdet auf, der herbeilebende Kellner erhielt gegen den Magen einen lozmüsigen Korb, der ihn fürs erste kampfunfähig machte, und mit dem Rute der Beruhigung horte Lozmüs noch zwei weitere Gäste nieder, die sich ihm entgegenstellten. Nachdem der erbitterte Zeitungschmelzer noch diverse Tassen und Teller auf den Erdboden gesetzt hatte, versuchte er, gleichgültig über den Augenblidsleichen der forulenten Dame hinweg, das Freie zu gewinnen. Man holte ihn ein und übergab ihn zwei Schupo, die ihn nicht ohne Schwierigkeiten zur Wade brachten. Noch auf dem Wege dahin schrie Lozmüs nach seinem Wiener Blatt.

Jetzt vor Gericht, hat der Zeitungsanatiker die wilden draußgängerischen Sitten abgelegt, ist wieder ein ganz ruhiger Bürger, der es einem gar nicht leicht macht, sich in ihm den wilden Amosfänger vorzustellen, der selbst forulente Damen mit bildfester Kneifer ohnmächtig machen kann. Belegte Bläse, inzwischen aus ihrer Dhnmacht erwacht, urteilt mit melodramatischer Stimme über den Wüterich: „Ein Kanakler hätte sich das immerhin überlegt... man schlägt doch nicht gefetzten Damen mit nichts dir nichts ins Gesicht!“ — „Sachen kommen hier vor —“ jagt der diensttuende Justizwachmeister kopfschüttelnd, — — — „Sachen...!“

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Dörner Curwood

Copvright by Französische Verlagshandlung, Stuttgart.

(Nachdruck verboten.)

Wäslacht hat ihm Gregion, ein anderer Weiber mit einem finsternen Herzen, davon erzählt. Gregion war ein unabhängiger Pelzschneider, Hauptbesitzer der Lager in Lac Bain und beluchte McTaggart jedes Jahr einmal. Er kann es ihm gefast haben, daß die Inhaber nur den halben Preis bezahlte. Der kann ihm erzählt haben, was man über McTaggart firscht: Er bringt die Trapper in den Wintermonaten an den Rand des Bergungens, er würgt sie und jagt sie auf die Knie, er lebt immer mit einer Frau oder einem Mädchen, einer Indianerin oder einem Halbblut, zusammen. Die Bewohner in Lac Bain waren für Gregion immer eine große Freude. Er konnte mit zwei Wochen Bergnügen rechnen, und zudem trug sein Jagdwort zu Hause lofbares Pelzwerk, das auf geheimen Wegen McTaggart zu ihnen gelangte.

Eines Abends sah McTaggart im Schein seiner Oellampe in seiner „Lager“. Er war ganz allein, seinen Helfer hatte er zu Bett geschickt. Schon seit sechs Wochen trieb ihn eine große Unruhe um. Er hatte noch sechs Wochen hatte Pierrot Kneese zum erstenmal nach Lac Bain gebracht, seitdem McTaggart hier wohnte. Sie hatte ihn zusammen gefangen genommen, seit diesem Tage mußte er ständig in seiner Blockhütte aufgeschlocht; und morgen wollte er wieder nach Hause gehen. Marie, das schlanke Indianermädchen, in seiner Blockhütte hatte er vergessen, wie ein Duhend anderer vor ihr sei; noch nie hatte er ein so hübsches Mädchen wie Pierrots Tochter gesehen.

Er stuchte laut auf Pierrot, denn dieser stand ihm im Wege. Pierrots Vater war ganzer Franzose, Pierrot nur Halbfranzose und konnte nur eine Viertelindianin. Obwohl sie sehr schön war, hätte Gregion können, daß nicht mehr als ein oder zwei Trappen Indier in ihren Aehren Hossen, und wenn sie eine Vollblutindianin wäre — eine Chippewyan, eine Cree, Ojibwa oder eine Dog Rib — so hätte sie in seine Blockhütte gefolgt, wie Marie vor sechs Monaten geschah, und doch — er lächelte grimmig und seine Hände schlossen

sich noch härter. War seine Macht nicht stark genug? Würde Pierrot es wagen, Widerstand zu leisten?

McTaggart überflog noch einmal die Aufzeichnungen, die er sich gemacht hatte. Pierrots Jagdgebiet, das ihm auf Grund des Gewohnheitsrechts im Armdal als sein Eigentum gehörte, war äußerst wertvoll. In den letzten sieben Jahren hatte Pierrot durchschnittlich tausend Dollar im Jahr an seinen Fellen verdient, denn McTaggart konnte Pierrot nicht so sehr vertrauen wie die Indianer. Tausend Dollar im Jahr! Das würde sich Pierrot wohl zweimal überlegen, bevor er so etwas wegwäsi. McTaggart schickte, als er das Papier mit den Zahlen serküllte und sich anstielte, das Licht zu löschen. Unter dem sötigen Saar glühte sein rotes Gesicht von dem Feuer, das in seinen Aehren brannte. Es war ein unangenehmes Gesicht, wie Eisen, hart, unbarmherzig, mit dem Bild, der ihm den Namen „Napao Weifoo“ eingetragen hatte. Seine Augen funkelten, und er atmete sich auf, als er das Licht löschte. Er schickte wieder und suchte im Dunkel den Weg zur Tür. Kneese schien ihm so gut wie sicher. Er wird sie schon bekommen und wenn es Pierrots Leben kostete, ja — warum denn nicht? Alles ist ja so einfach. Ein Schuß auf einmaler Jagd, ein einseitiger Dolchstoß — wer wird es erfahren? Wer wird eraten, wo Pierrot hingegangen ist? In allem wird Pierrot selber schuld sein. Das letzte Mal, als er Pierrot gesehen hatte, hatte er ihm den ehrbaren Vorstoß gemacht, er wolle Kneese heiraten. Inmahl, heiratete, das hatte er Pierrot gesagt. Er hatte ihm auch angedeutet, daß er ihm den doppelten Preis für seine Felle bezahlen wolle, wenn er einmal sein Schwiegervater sei. Pierrot hatte ihn aber daraufhin wie entgeistert anstarrt, wie einer, den ein Keulenstoß betäubte. Also ist, wenn McTaggart Kneese nicht ohne jeden Widerstand bekommt, Pierrot selbst an allem schuld. Morgen wird er sich auf den Weg machen und anderntags wird Pierrot eine Antwort für ihn bereit haben. Bis McTaggart sicherte ein drittesmal und ging dann zu Bett. Marie stierte. McTaggart aber sagte sich, daß die Antwort für Pierrot Leben oder Tod bedeutet.

Erst am Tag vor der Ankunft McTaggarts erzählte Pierrot Kneese von dem, was zwischen ihm und dem Freihändler in Lac Bain vorgefallen war.

„Das ist ein Tier — ein Teufel in Menschengestalt“, jagte Pierrot als er zu Ende war. „Lieber wollte ich dich dort draußen tot wissen“, jagte er und zeigte nach der hohen Tanne unter der die Mutter begraben lag.

Kneese hatte nicht einen Ton verlauten lassen, aber ihre Augen waren dunkler und noch dunkler gemordet und in ihren Wangen pochte das Blut, wie es Pierrot noch nie gesehen hatte. Sie stand

auf, als er gesprochen hatte, und kam Pierrot jetzt viel größer vor, noch nie hatte sie so fraulich ausgebeugt; Pierrots Augen umgab ein schwarzer Schatten der Furcht und der Unruhe als er sie beobachtete, wie sie nach Norden und Westen, in die Richtung von Lac Bain starrte. Sie war herrlich anzusehen, ein gertenischlanke, mädchenhaftes Weib, das er tiefer als seinen Gott verehrte. Ihre Schönheit verwirrte ihn. Er hatte den Blick in McTaggarts Augen gesehen, das Beben in seiner Stimme gehört, und der süßere und tierische Zug in seinem Gesicht war ihm nicht entgangen. Jener war Pierrot ganz erschrocken, jetzt aber war aller Schreden überwunden. Er war beunruhigt und hatte seine Hände fest zur Faust geballt. In seinem Derszen glühte er ein sehrendes Feuer. Endlich wandte sich Kneese um und setzte sich wieder ihrem Vater zu Füßen. Pierrot legte ihr eine seiner rauhen Hände auf das Haar, das tat er gerne. Er liebte es, die leidenden Flechten durch seine Finger gleiten zu lassen.

„Morgen kommt er Lieblich“, jagte er, die Augen auf die blutrot untergehende Sonne gerichtet. „Was soll ich ihm sagen?“

Kneeses Lippen waren rot und ihre Augen starrten. Sie schaute aber nicht zu ihrem Vater auf.

„Nichts, Väterchen, außer daß es zu mir kommen müsse, nur zu mir, wenn er mich will.“

Pierrot beugte sich über sein Kind und sah es wieder lächeln. Die Sonne verschwand hinter dem Horizont, und mit ihr sank sein Herz schwer wie Blei.

Der Weg von Lac Bain zu Pierrots Blockhütte näherte sich einmal etwa zwanzig Kilometer von der Hütte entfernt, bis auf fünfhundert Meter dem Biberloch. Hier, an einer Windung des Flusses, in dem Berg für Billo Fische gefangen hatte, schlug McTaggart sein Lager für die Nacht auf. Nur dreißig Kilometer des Kneeses konnte mit dem Kanu zurückgelegt werden, und da McTaggart die letzte Strecke des Weges obendies zu Fuß zurücklegte, war das Kneepieren eine einfache Geschichte; einige Bäume, eine leichte Decke und ein kleines Feuer war alles, was er benötigte. Bevor er das Abendessen bereite, zog er eine Anzahl Schlingen aus Kupferdraht aus seinem kleinen Gedächtnis und verbrachte die nächste halbe Stunde damit, diese Schlingen in den Kaninchenhängen auszulagern. Auf diesem Weg sich Fleisch zu sichern war weniger anstrengend, als wenn er bei heißem Wetter untertags ein Gewehr getragen hätte. Dabei war dieser Weg noch sicherer. Bei sechs Schlingen war auf mindestens drei Kaninchen zu rechnen und sicher war eines dieser drei für die Brautkammer jung und satt genug. Als McTaggart die Schlingen gelegt hatte, setzte er Schlingen aufs Feuer und begann Kaffee zu kochen.

(Fortsetzung folgt.)